

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Aufführung Gotterneggs blieb nicht ohne Einfluß auf das Dorf. Es war seltsam genug, daß sich nicht längst im Laufe der Jahrhunderte rings um den Gohenberg die Anwohner zu einem Städtchen entwickelt hatten. Es war die Schuld der Fürsten. Sie hatten ihre Aufträge den Großhändlern in den Hauptstädten, auch wohl im Auslande gegeben, sie hatten die Heimat vernachlässigt. Artern zog Handwerker nach Gotternegg, er brauchte Sattler, Schneider, Stellmacher, Dachdecker, Zimmerleute; er ließ die Herrschaftsschmiede vergrößern und bei den Gruben einen neuen Gasthof bauen, der unter bestimmten, den Ansprüchen der Arbeiter entsprechenden Bedingungen in Pacht vergeben wurde. Der spartanische Fürbringer sang der neuen Oberleitung ein Loblied; man deckte sein Schulhaus um, man baute ihm einen Stall, der Taubenschlag wurde renoviert, das Patronat stand wieder schützend über ihm. Er hatte eine Dichtung verfaßt, die hieß an:

O Gotternegg, lie Gotternegg,
Das ist ein rechter Felsenack,
Ein Sturmwand in der Wendensut,
Ein Fürstenhaus voll Freu und Mut,
Dem Christentum ein Schirm und Schild,
Fürwahr ein leuchtend Welsbild:
Dem Fremde hold, der Feinde Schreck,
O Gotternegg, lie Gotternegg!

Es kamen noch sieben Strophen. Fürbringer hatte das Lied auch in Musik gesetzt: seine Böhren sangen es, es wurde der Schlachtgesang der Kinder von Gotternegg.

Einer war heimgegangen zur Ewigkeit, eine gute und getreue Seele: den alten Fresenius hatte kurz vor Weihnachten der Schlag getroffen. Noch war kein neuer Geistlicher am Orte; aber Patronat und Gemeinde hatten diesmal nicht allein zu wählen, das Konsistorium sprach mit, und es hieß, es werde wohl ein „Ueberseeischer“ kommen, ein Botischafspfarer aus der Fremde oder einer aus den Kolonien. Es hieß, die Regierung habe eine ganze Anzahl Ueberseeischer auf Lager, die untergebracht werden müßten. Artern als alter Afrikaner freute sich auf den Fremdling, aber Fürbringer sagte: „Man soll nichts aus dem Heimatboden nehmen und anderwärts verpflanzen, das gilt auch für den Menschen. Das zieht mit den deutschen Farben hinaus, und draußen beginnt die Vermengelerung. Ich habe nichts übrig für das Internationale...“

Die Ferienzeit im alten Hause währte drei köstliche Wochen. Volkto hatte zwar sagen lassen, den Geschwistern und Belten stehe selbstverständlich das Schloß zur Verfügung; aber Jost und Annemarie gingen mit Herz und Seele am alten Hause. Das Schloß war ihnen fremd, da schie-

nen sie immer nur Besucher zu sein; das alte Haus war ihre eigentliche Heimat, hier hatten sie ihre Kindheit verlebt, hier schalteten Madame und die Anshüt, es war das Erdenstück, in dem ein lieber Zauber der Erinnerung wohnte und die Poesie ihrer sorglosen Armut. Für Jost war das sogenannte Fürstenzimmer hergerichtet worden mit dem großen Himmelbett und der roten Tapete, auf der kleine Chinesen immer und immer wieder über kleine Brücken liefen und Hunderte von langbeinigen Reibern Fischlein im Schnabel trugen. Aber dagegen hatte sich Jost gewehrt: er wollte oben in seiner Marjarde wohnen, und es beschlich ihn ein eigenes Empfinden, als er zum ersten Male wieder aus dem dreiteiligen Fenster hinabschaute über den schneeburchwehten winterlichen Park und sah das Dörfchen liegen, den blanken Eisspiegel des Brachsees und den ragenden Gohenberg im schwarzen Kranz seines Tannenschmucks. Ein warmes Gefühl der Zugehörigkeit zu diesem Fleck Land durchströmte ihn, eine jah erwachende schwärmerische Heimatsliebe — und da fragte er sich plötzlich: warum liebest du Volkto den Besitz und wahrtest nicht deine Rechte? — Aber die gleiche Stimme antwortete auf der Stelle: weil Volkto der Älteste ist, das Hausgesetz kann die Natur nicht zwingen; weil Volkto stattdessen die Fürstentrone zu tragen weiß als du, der Student; weil Volkto reich wurde, und du bleibst vielleicht ewig der arme Teufel... da lächelte er wieder und war ausgeföhnt mit sich, und der warme Quell der Heimatsliebe in seinem Herzen sprudelte weiter.

Kein Buch wurde vorgenommen in dieser Ferienzeit, aber den Büchern drüben im Schlosse ein Besuch abgestattet. Es war nun schon an der Zeit, daß Jost die Bibliothek mit andern Augen betrachten konnte als vor Jahresfrist; die alten Schranktüren waren ihm näher gerückt, er hatte seine Lieblinge, er kannte die Seltenheiten, die Verschiedenheit der Ausgaben, die Druckvarietäten; nahm er ein Buch in die Hand, so merkte man, es war ein Kennerblick, der die Seiten durchforschte. Artern klagte: „Wir brauchen einen Bibliothekar, es verkommt uns alles; eine große Inventarisierung ist notwendig, es ist nicht einmal ein zuverlässiger Katalog zur Hand. Und was das Tollste ist, Durchlaucht: auf dem obersten Boden stehen noch siebzehn mächtige Kisten mit Büchern, sage und schreibe siebzehn, unausgepackt: ich habe es aus den Archiven ersehen, es ist die Bibliothek eines gewissen Geheimrats von Mengelsdorf und wurde 1818 angekauft...“

Auf einmal wurde Belten hellhörig und geriet in Zener. „Was Teufel,“ rief er, „Mengelsdorff, sagen Sie, Herr Graf, die Bibliothek Mengelsdorff stünde da oben in Kisten verpackt?...“

„Ja,“ antwortete Artern, „Mengelsdorff, ich weiß es genau; ich ließ eine Kiste öffnen, es sind gräßliche alte Folianten, die schweinsledernen Deckel klaffen, manches ist ganz zerledert, und in den Alten steht: siebzehntausend preußische Taler hat der hochselige Fürst damals für den

Schuld bezahlt. Nun freffen ihn die Mäuse; er ist gar nicht ausgepakt worden, es war kein Blag da. Es sollte angebaut werden, das steht auch in den Akten; der Bauplan liegt da, aber der Fürst hat darunter geschrieben: „viel zu teuer“...“

„Mengersdorf,“ sagte Jost sinnend; „Belten, das kann doch nicht...“ doch Belten ließ ihn nicht aussprechen.

„Jost, mein Junge,“ rief er, „mein Prinz, mein Sohn, wir werden beantragen, daß uns heute abend eine Flasche Champagner zur Verfügung gestellt wird, denn darauf müssen wir trinken, gib acht worauf. Dieser Mengersdorff ist der rheinische Kassationsrat, der berühmte Germanist, Luther- und Fischartforscher, dessen Bibliothek von Paphos für verschollen erklärt wurde, er glaubt, sie sei nach den Freiheitskriegen in England versteigert worden. Und nun finden wir sie in deinem väterlichen Schlosse wieder, über ein Menschenalter hindurch stand sie hier unausgepakt, und Graf Artern sagt, die Mäuse hätten sich satt an ihr gefressen. Da soll doch das Schockschwer —“

„Schockschwer!“ schrie auch Jost. Sonst war das Kluchen nicht seine Sache, aber jetzt mußte er. Er hatte einen roten Kopf bekommen vor Eifer; die Passion packte ihn mit Leidenschaft. Auf der Stelle ging es hinaus auf den obersten Boden. Es war bitter kalt, hie und da hatte der Schnee durch das Dachgebälk und die Fensterrahmen gestäubt, der Wind pfliff um den Giebel. Das war gleichgültig, Lakaien mußten kommen und zwei der Kisten erbrechen. Dann knieten Jost und Belten nieder und wühlten in den Schänen. Moberdunst stieg auf, der Staub wirbelte.

„Die Herren werden sich gehörig erkälten,“ sagte Graf Artern, dessen Bücherliebe beschränkt war. Die beiden hörten nicht. Von Zeit zu Zeit riefen sie sich einzelne Bemerkungen zu.

„Der ganze Fischart,“ schrie Jost, „alles in den Originalausgaben! Vom Glückhaft Schiff die Ausgabe ohne Ort und Jahr! Die achtzehn Biographien von 1536!...“

„Hier ist's noch feiner!“ schrie Belten zurück; „ich wähle in alten Volksliedern. Anshelms Türkenernahnung von 1500! Weißes König Karol! Weisses Maglieder! Sidingenlied, Türkenlied, Bauernlied zu haus! Die fränkische Reimchronik von 1571! Freinheins Tugendspiegel! O Gotte doch!...“

„Hans Sachs!“ schrie Jost, „drei Spiele! Herengels Historie von Johannes dem Täufer! Eine Comödi von Schwarzenbach, Nürnberg 1550!“

„Ein Aesop!“ schrie Belten; „deutsche Ausgabe 1475! Nabanus Maurus! Ein Turceremata!...“

Artern begann Freiübungen zu machen, um sich die Kälte zu vertreiben. Die beiden Bücherwürmer wühlten weiter. Sie froren nicht, sie glühten; sie knieten in Staub und Schmutz, ihre Hände wurden schwarz, sie spürten es gar nicht. Da erlaubte sich Artern eine Bemerkung: man vergesse hier oben, es herrsche Alpenklima; er stelle drei heizbare Fremdenzimmer zur Verfügung. Das wurde angenommen. Die nächsten Tage gehörten der Bibliothek Mengersdorff. Jost und Belten zogen sich Stalljaden an, die Madame lieferte dazu große blaue Schürzen. So packten die beiden die Bücher aus und deponierten sie vorläufig in den Fremdenzimmern. Das Herz ging ihnen auf, sie fanden erlesene Herrlichkeiten: außer schon erhaltenen Maritaten wie den Apulejus von 1469, das Catholicon, die 1462er Bibel Just-Schöffers, den Durandus, den Kostoder Ovid von 1476 und zwanzig verschiedene Ausgaben von Roslevinds Fasciculus temporum, zahlreiche alte deutsche Volksbücher: die Geschichten von der Magelone, vom Ritter vom Turm, vom Sultan Saladin, von Pontus und Sidonia und den weisen Meistern, alles in den ersten oder seltensten Ausgaben; fanden die Chronisten Koelhoff's, Schedels, Steinhöwels und Bothos und waren glücklich, wenn ihnen jedes neue Buch eine neue Ueberraschung brachte.

Otto half ihnen zuweilen. Er hatte seinen Doktor gemacht, seine Dissertation hatte Aufsehen erregt; er war auch etwas ernster geworden, politisierte gern und gab Grete noch immer gute Lehren. Grete und Annemarie fürchteten, daß sich Brüder und Freund recht wenig um sie kümmerten. Dafür saßen sie täglich beisammen und hatten sich ungemessen viel zu erzählen. Dann und wann fuhr Graf Artern mit ihnen spazieren, in einem alten Schlitten in Schwannensform, der etwas Gespensterhaftes an sich hatte. Sie fuhren den Gehen hinauf und lärmten zwischen den Ruinen und fuhren in den Winterwald, der sie mit glitzernder Pracht umrauschte und ihnen den frischen Schnee in die blühenden

Gesichter wehte. Sie besuchten sich auch gegenseitig in feierlicherer Form: einmal mußte die Ansfühz Plinzen baden, dazu wurde die Burgmühle geladen, und dann gab es wieder in der Burgmühle einen festlichen Kaffee mit Speckkuchen, da war alles vom alten Hause drüben im Dorfe. Man beehrte auch Benfuß, ging in den Feiertagen in die Kirche, wo als Ersatz für Fresenius ein fremder Pastor predigte, und machte dem spanischen Fürbringer seine Aufwartung, der vor Aufregung wie ein Zwisch umhersegte, daß die Rodschöffe flogen.

Einmal wurde eine Partie nach Dombach zum alten Herzog geplant. Artern ließ zwei Schlitten anspannen, den Schwan und noch ein ähnliches Ungeheuer, das man in einem Winkel der großen Remise fand: eine Art Drachen, rot gestrichen und mit Nusen, die während der Fahrt beständig ächzten und stöhnten, als heule das Drachentier. Alles fuhr mit: Annemarie, Grete, Jost, Otto, Belten und Artern; so hatte der Herzog es gewünscht, bei dem man vorzichtshalber vorher angefragt hatte, ob auch der Besuch genehm sei.

Und als man nach Dombach kam, staunte man. Ein paar Diener sprangen an die Schlitten heran; Bozenhardt, der Pokabellutscher, war nicht mehr der einzige Domestik im Schlosse. Herzog Mübezahl trat den Gästen im Frack entgegen, es erregte allgemeines Aufsehen. „Onkel,“ schrie Annemarie, „was ist dir? Du bestredest mich, wo ist deine Wald- und Wiesenjoppe, wo die gestricke Weste mit den Hornknöpfen? Onkel im Frack — was ist denn los?“... Es lärtete sich alles auf. Am frühen Morgen war ein Kurier aus Emskirch dagewesen: die Erbprinzessin war in der Nacht von einem gesunden Mädelchen entbunden worden. Prinz Emil hatte sich zu seinem einzigen Jungen immer ein Töchterchen gewünscht: nun war das Glück groß. Der Herzog wollte es feiern, er feierte es auf seine Weise durch eine große Ueberraschung. Er imponierte im Frack, hatte die schwarzen Schnurrbartspitzen wie Lanzen emporgedreht und den weißen Vollbart sorgfältig geglättet, hatte die gesamte Dienerschaft seiner Besitzungen zusammentrommeln lassen und ein Diner gerüstet, wie es seit langen Zeiten im Dombachschlosse nicht serviert worden war.

Zum Weihnachtsfeste war auch sein zweiter Sohn, Graf Harro, von London herübergekommen und wohnte bei dem Vater in Dombach. Man sah ihn nur selten daheim. Er war zuerst der Gesandtschaft in Athen attachiert, war dann kurze Zeit in Konstantinopel gewesen und lebte nun seit Jahren in der britischen Hauptstadt. Er hatte sich in seinem Neuhern und seinem Sichgeben etwas Englisches angewöhnt, das dem Vater nicht gefiel; der Alte hatte für die Stammesverwandtschaft jenseits des Kanals wenig übrig. Graf Harro war ein großer schlanker Mensch mit feinem, bis auf ein kleines Lippenbärtchen glatt rasiertem Gesicht, von gemessenen Bewegungen und einer gewissen kühlen Reserviertheit. Nichtsdestoweniger war er sehr herzlich zu Jost und Annemarie und von großer Liebenswürdigkeit gegen die übrigen Gäste.

Es ging fröhlich zu bei dem Diner; der Herzog war fast ausgelassen, er freute sich über das prächtige Aussehen Jost's, erzählte Studentenstreiche aus seiner eigenen Jugend, wurde sehr neugierig, als man ihm von der Entdeckung des großen Bücherstahes in Gotternegg berichtete, und begann dann mit Artern über den Wert der mannigfachen Meliorationen auf der Herrschaft zu plaudern. Er sprach mit sichtlichem Respekt von der Fürstin; die Errichtung der Töpferei und der Breittfabrik hielt er für sehr verständig, lobte auch mit warmen Worten die Tätigkeit Arterns und freute sich, als Annemarie von Lilian zu schwärmen begann.

(Fortsetzung folgt.)

Das Licht am Wege.

Eine Kriegserinnerung.

„Der Leutnant von Ehorff!“

Der Regimentskommandeur trat aus seinem Unterstand und brüllte es mit erregter Stimme. Ueber ihm war die Nacht und das Seulen der Granaten. Seit dem Mittag trommelten die Franzosen auf die vorgeschobene Stellung, und die Unterstände füllten sich mit Verwundeten und Toten, und die Laufgräben. Und immer weiter schossen die da drüben. Und immer wieder sang es und pfliff, knallte schrill und hart... Eisenketten, Steine und Erbschollen sprigten, auf taten sich mannstiefe Löcher in dem kreidig weißen Champagneboden.

Der Ruf des Obersten ging unter im Lärm der Geschütze, im widerhallenden Knall der platzenden Granaten. Erde und Himmel bebte, die ganze Stellung schien zu wanken.

Leutnant Etorff!

Wie ein verweifeltes Dillerni schreit es in die Nacht hinaus. Eintönig wiederholen die Landwehrlente den Namen; fern ver-
klingt er im engen Graben.

Und darüber pflüzt es und sang, und schillte und knallte und
prasselte. Schusswilde und Stüde vom Drahtverhau wirbelten
umher.

Der Oberst harrete ungeduldig. Seine Rechte riß aufgeregt an
den grauen Schnurrbartstrüben.

Da tönt es Antwort, und der Kommandeur atmet auf.

„Hier!“ Klingt es durch den Schüßengraben; weitergegeben
von Mund zu Mund. „Zum Herrn Oberst kommen!“ raunt es
dazwischen.

In die lauernden Männer kommt Bewegung. Der Leutnant
bahnt sich den Weg; schnell, aber ohne Hast, eifertig aber ohne Er-
regung. Die alten Soldaten lächeln ihm nach; sie haben ihn gern.
Seine saltblättrige Ruhe ist ihre Freude, ihr Stolz, ihre Hoffnung.
An der Warne hat er den schwerverwundeten Fahrenträger aus
dem Feuer der englischen Batterien geholt misamt, der Fahne.
Im blutgetränkten Rock hat er den Rückzug mitgemacht, hat er
Herbst und Winter durch mit ihnen zusammengelebt, war er mit
ihnen in Flandern, in den Argonnen ins Feuer gegangen. Das
Eiserne Kreuz zierte Knopfloch und Brust, die Heilige Tapfer-
keitsmedaille und die Württemberger Krone zeichneten ihn aus.
Das liebe, lecke Jungengesicht war ernst geworden. Die Augen
lachten nicht mehr unaufhörlich, wie beim Auszug, aber Lanne und
Krohmut waren geblieben, wanke Zuvorsicht und todesmutiger
Siegeswille.

Manch drastisches Wort kam aus seinem Munde; im Sazon
hätte es ihn unmöglich gemacht, hier machte es ihn zum vergötter-
ten Liebling.

Und wie ein junger Gott schritt er zwischen seinen erdgrauen
Männern.

Mit der Hand am Helm stand er vor dem Obersten. Ruhig
und gelassen unter dem Hagel der Sprengstücke, nicht anders als
auf dem Kasernenhof.

„Sie sind Automobilfahrer?“

„Zu Befehl!“

„Unsern Fahrer wurde der Arm zermettert. Fahren Sie
sich sofort zur Division, melden Sie, daß ich ohne Ersatz nur noch bis
zum Morgen die Stellung halten kann. Dann wäre kein lebender
Arm mehr, der noch ein Gewehr halten könnte. Ein Durchbruch
schieben bevorzusehen. Aber nehmen Sie sich in acht; die Kerls
halten die Straße unausgeseht unter Feuer; wenn Sie nicht zur
Division kommen, sind Sie gezeihen. Das wär verflucht peinlich.
Damit ich weiß, daß Sie durch sind, schlagen Sie oben an „blu-
tigen Ed“ drei Kreise mit ihrer Laterne. Das Kato steht in dem
Schuppen hinter der Kirche. Hoffentlich haben es uns die Herren
nicht kaputt geschossen. Und nun fahren Sie mit Gott und 90 Km.
Geschwindigkeit!“

Der Leutnant wiederholte den Befehl und ging leichten Schrit-
tes zurück.

„Was gibt's, Herr Leutnant?“ fragten die grauen Männer.

„Nix, Timmers, für Euch! Auftrag an die Division. Der
Oberst meint, Ihr hättet die Buzen voll, da sollen andere heran.
Gnade Euch Gott, wenn's wahr ist. Ich guck nachher, bei jedem
einzelnen! Und wer gefallen ist, bis ich wiederkomm, den sperer ich
drei Tage ins Loch. Verstanden!“

Die Männer lachten zutraulich. Im Laufgraben verschwand
der Leutnant, stieg in den Kraftwagen und fuhr davon.

Hoch auf wölft der Staub der Landstraße, zu den Sternen
empor, und vor ihm her steigt es mit grellem Getöse in die Nacht
hinein. Das faucht und zischt und fängt und knarrt; liegt dahin
wie ein feuerfpeiender Schatten, hinter dem die Dunkelheit lautlos
zusammenschlägt.

Mit Krampfhaft zusammengewiesenen Kiefern hocht der laun-
bärtige Leutnant über dem zuckenden Steuerrad; mit klammern-
den Fingern zwingt er es seinem Willen. Die Augen stechen scharf
auf den hell erleuchteten Boden, der in wahnwitziger Schnelligkeit
unter den Rädern hin in die Finsternis hineinkraft. Rechts und
links die Bäume tanzen wie ihre Schatten an ihm vorüber. Man-
chmal ist es ihm, als ob sie über ihn herfallen und ihn zermalmen
wollten. Manchmal schlägt eine Granate ein, ganz in seiner Nähe;
Sprengstücke schwirren und trommeln auf den Wagen. Hier und
da ist die Straße aufgerissen von geborstenen Granaten. Erde
spritzt auf, dürrer Holz und Steine, wie schwarze Fontänen.

Der Mann am Steuer rad fährt unbeirrt; nur der Kopf ist ein
wenig geduckt, wie vor einem drohenden Schlag.

Dröhnend wucht das Herz des Wagens, der sich voll unerfät-
licher Gier in die Finsternis hineinkraft.

An der Wegebiegung hält er; der Wagen steht zitternd, wie
ein abgehettes Pferd. Der Leutnant schraubt eine der Laternen
los und schwingt sie hoch im Kreis. Einmal, zweimal, dreimal.

Ein schwaches Klammchen fern bei den Schüßengraben gibt
Antwort. Er nicht befriedigt und wirft die Karbel herum.

Der gefährlichste Teil des Weges liegt hinter ihm; das an-
dere ist nur Spielerei.

So schießt der Wagen, wie ein Stier, wild und zornig, der das
Halter zerissen hat.

Der Mann am Steuer denkt nichts; nur schnell, schnell. Es
geht um die Stellung, vielleicht um den Sieg. Indes die weißen

Kilometersteine in die Nacht rennen, kann der Tod seine ganze
Kompagnie, sein ganzes Regiment einkeimen.

Der Leutnant beißt die Zähne aufeinander. Nur nicht denken!
Nur nicht denken!

Der Gefreite neben ihm schläft mit offenem Munde; das Ge-
wehr baumelt ihm zwischen den Beinen.

Der Motor singt und rauscht.

Fern, fern dröhnt das Feuer der Geschütze.

Der Leutnant starrt auf die Straße. Orelle Reife schneiden die
Laternen in die dunkle, dunkle Nacht.

Wie ein ungeheures Gespenst, wie der spuchhafte Leib eines
riesigen Ungetüms hängt die graue Staubwolke an dem jagenden
Wagen.

Blötzlich blinkt es auf in der Ferne; ein Licht. Von einer Feld-
fläche? Von Munitionswagen? Es wächst und wächst.

Orell brüllt die Duppe in die Nacht; die Warnungspeife
schillert. Der Gefreite fährt erschreckt zusammen, richtet sich schlaf-
trunken auf und rückt sich den Helm wieder gerade. Starr grad-
aus sieht der Leutnant; seine Augen brennen.

„Blas! Blas!“ murmelt er, und seine Hände beginnen zu
zittern. Kein Gedanke ist mehr in seinem Sinn, nur das Licht, das
Licht. Unheimlich rasch kommt es näher. Die Peife gelt unauf-
hörlich in den Wald hinein — Blas, Blas!

Vom uralten Schein der eigenen Laternen geblendet, schließt
der Mann am Steuer einen Augenblick die Lider. Das Blut preßt
sich ihm heiß in die Schläfen; wie Feuer zuckt es ihm in der Stirn;
schwarze Punkte, wie Wäcken, tanzen ihm vor den Augen.

Zornig, angstvoll starrt er auf das Licht, das unheimliche
Licht.

Warum weicht es nicht aus? Warum fährt der Kerl auf der
linken Seite der Straße?

Bergweilert brüllt die Duppe.

Kludend reißt Leutnant von Etorff den Hebel zurück. Der
Wagen schlendert in gehemmtem Flug.

Das Licht lockt und lockt. Ganz in der Ferne scheint es zu
schweben, hundenslang schon.

Es sind Minuten nur, die verrinnen.

Blas, Blas! brüllt die Duppe.

Unerschütterlich steht das Licht in der Ferne. Es muß direkte
Richtung haben wie er; also muß er links vorbeie. Aber links
droht der Wald.

Blas! Blas!

Näher und näher kommt er heran.

Da schreit der Gefreite jäh auf.

„Es ist ein Haus, Herr Leutnant! Ein Haus! Rechts müssen
wir vorbeie! Rechts!“

Ja, rechts läuft die Straße; rechts.

Der Leutnant sieht da, wie aus Eisen gehämmert. Die Hand
ruht am Rad . . . im letzten Augenblick.

Rechts, schwarz rechts, denkt er; noch kann's glücken. Vor seinen
Augen kreist es in tausend Farben. Der Befehl, der Befehl!

Wie im Krampf preßt er das Steuer in den Händen, wie im
Krampf stiert er vor sich hin auf das Licht in der Nacht.

Da . . . Ein Stoß, ein Krach; Anirschen und Klirren, Spli-
tern und Brechen . . . Ein einziger entsetzter, erschütternder
Schrei.

In weitem Bogen fliegt ein Körper in die Nacht hinein; mit
dummem Hall schlägt er ins Feld, der Gefreite.

Stöhnend steht der Wagen; der Motor rauscht und dröhnt.
Zitternd tanzt das Licht der Laterne auf der grauen Weinberg-
mauer.

Eingeklemmt zwischen Dach und Sitz lauert Leutnant von
Etorff. Die Brust ist ihm eingedrückt von dem Steuer, aus dem
herb geschlossenen Munde sidert ein tiefrotes Blutstrahlchen, dünn
und fein.

Weit zurück in der Finsternis liegt Licht und Haus; längst
überholt. Soldaten stürzen herbei, voran ein Offiziersstellvertreter
mit einer Stallaterne. Sie kommen aus dem Hause, dem Leutnant
von Etorff ausgewichen ist, und treten an den Wagen. Vorsichtig
ziehen sie den Leutnant heraus; einer stellt den dröhnenden Mo-
tor ab.

In der dunkigen Wachsstube kommt Etorff zu sich.

„Verflucht!“ stöhnt er und versucht sich aufzurichten. Blög-
lich befindet er sich.

„Wo ist der Divisionskommandeur?“

„Im nächsten Haus, Herr Leutnant.“

„Gut! Befehl an die Division: Graben 11 schwer bedroht.
Halten uns nur noch mit Mühe. Wenn keine Verstärkung, sind
wir bis zum Morgen erledigt.“

Er schweigt erschöpft.

Ein Krankenlieger reicht ihm einen Trunk. Langsam nimmt
er einen Schluck und legt sich wieder um.

Vorsichtig untersucht ihn der schnell herbeigerufene Arzt.

„Schlimm?“ fragt Etorff matt.

„Zwei Rippen gebrochen! Nicht der Rede wert, Herr Leut-
nant.“

„Wie lang kann's dauern?“

Der Arzt zuckt die Achseln.

„In Verstärkung abgegangen? Und wo ist der Gefreite?“

„Sie zieht in 20 Minuten ab. Der Gefreite ist geborgen.“

„Dann ist ja alles gut!“ lästert er und sinkt hintenüber.

In der Stube ist's ganz still. Das Licht, das ihn lockte, ist jetzt abgeblendet. Er ruht in Dämmerung.

Nach einer Weile rauden draußen die schweren Schritte der abrückenden Truppe. Gleichzeitig tritt der Divisionskommandeur zu ihm ans Bett und reicht dem Erwachenden die Hand. Rote Flecke brennen auf seinen wetterharten Wangen, als er dem General die Hand drückt.

„Befehl ausgeführt, Erzellenz!“ sagt er leise.

Der alte Herr lächelt wehmütig. Vorgefiera hand er so bei dem eigenen Sohn, der auch nicht an sein Ende geglaubt hatte.

„Der Wagen, ist er arg kaputt? Das Licht hier, verwirrt mich.“

„Der Wagen, er ist kaum beschädigt. Lassen Sie ihn, denken Sie an sich.“

„Danke, Erzellenz!“

Er schlummert wieder ein. Beise entfernt sich der General und steht dann vor dem Auto. Zwei grelle Lichtkeile flammen in die Nacht. Gesenkten Hauptes schreitet der General nach seiner Wohnung.

Bei Tagesgrauen stürmten die Franzosen. Sie wurden blutig abgewiesen. Sechsmal wurden sie zurückgeschlagen, und dann im ungestüm vorgezogenen Gegenangriff überannt und noch zweitausend Meter hinter ihre alte Stellung zurückgeworfen.

Als Leutnant von Eborff die Nachricht hörte, lächelte er froh.

„Dann hab ich ja meine Schuldigkeit getan, dann kann ich ja ruhig ein paar Wochen ausspannen!“

Au anderen Abend wurde er begraben.

Büchertisch.

— **Evangelische Kinderlehre.** Handbuch des Religionslehrers für den Katechismus-Unterricht. I. Teil: Die zehn Gebote. Handliches Oktavformat. Zweifarbendruck in gediegener Ausstattung. Preis: Steif gebunden M. 2.—, in Leinen-Originalband M. 2,50. (Verlag von Emil Roth in Gießen.)

Die unlängst erschienene „Evangelische Kinderlehre“ für die Hand des Schülers ist von den verschiedensten Seiten freudig begrüßt worden. Nachdem jetzt das in Aussicht gestellte „Handbuch“ für die Hand des Lehrers mit seinen Erläuterungen und Ergänzungen vorliegt, wird der Wunsch nach Zulassung der Kinderlehre in den hessischen Schulen nur allgemeiner und lebhafter werden. So lange sie noch aussteht, kann das Handbuch einsteifen zu jedem Luther- und Heidelberger Katechismus gebraucht werden, da dem Unterrichts in den 10 Geboten die Luther- und Heidelberger Katechismus-Erklärungen zugrunde gelegt sind. Alles in allem ein vortreffliches Buch, das beste seiner Art in Hessen, und jedem Lehrer dringend zu empfehlen. Hier hat er das kurze, übersichtliche, mit knappen Sätzen, Stichworten, Unterrichtsfragen arbeitende Hilfsmittel, nach dem er schon lange verlangt. Dabei bietet das Handbuch trotz aller weisen Beschränkung eine Fülle von Material. Besonders die Anfänger werden für diesen Führer dankbar sein, der ihnen das Einarbeiten so wesentlich erleichtert und nicht wenigen den Katechismus-Unterricht zur Freude machen wird. In seiner praktischen Frage bleibt der Unterrichtende ohne Rat und Hilfe und fühlt sich dabei doch nirgends in seiner Freiheit und Selbständigkeit beengt. Ein besonderer Vorzug dieses Handbuches vor anderen liegt in der fortwährenden, sehr sorgfältigen, auf reicher Erfahrung beruhenden Anlehnung an die lateinische Praxis und die für den Unterricht geltenden Vorschriften. Der Kernstoff ist im Druck hervorgehoben; Sprüche und Vieder sind vortrefflich eingearbeitet. Biblische Geschichten bilden stets den Ausgangspunkt der Unterweisung, die durch ein reichliches Maß von Anschauungs- und Vertiefungsstoff aus Weltgeschichte, Lesebuch, Erzählungen, Sprichwörterbuch, Alltagsleben und Umwelt des Kindes belegt wird. Auf die Verbindung von gewonnener Erkenntnis mit der Lebensführung des Kindes wird großer Wert gelegt (Verausarbeitung kindesgemäßer Aufgaben mit erzieherischem Ziel!) — Die Ausstattung des Buches (v o r z ü g l i c h e r D r u c k!) entspricht seinem inneren Gehalt.

— **S o c h l a n d.** Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Professor Karl M u t h. Jol. Köfliche Buchhandlung, Kempten und München. Vierteljährlich 4 Mark. — Inhalt des Malheftes: Mitteleuropa. Von Privatdozent Dr. Goey Priess. — Bismarcks politisches Erbe und der Krieg. Von Universitätsprofessor Dr. Martin Spahn. — Judith. Roman von Peter Dörfler. — Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken. Von Dr. Max Scheler. — Shakespeare als Patriot und Kritiker seiner Landsleute. Von Albert Wendt. — Kleine Vansteine. Deutsche Kolonisation. Von Dr. P. S. Weber. — Eine Kriegserinnerung in Beethovens Missa solennis. Von Dr. Eugen Schmitt. — Kritik. Der „proletarische Charakter des Christentums“. Von Dr. Franz Messert. — Vom literarischen Expressionismus. Von Franz Derwig. — Rundschau. Kriegsverrichtungen. — Fragen des Seerichters. — Die Partität in Preußen. — Volkstanz. — Berliner Theater. — Zum Gedächtnis des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. — Unsere Kunstbeilage.

— **Das literarische Echo.** Halbmonatschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 2. Malheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Gustav Jakob: Opfer des Buchs; Max Meyersfeld: Fickens; Otto Kiefer: Zwei Kommissarromane; Kurt Münzer: Friedliche Büchertische; Edgar Steiger: Alkestis. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Der augenblickliche Fleischmangel nötigt uns eine fleischlose Woche auf. Wir müssen uns darein finden und suchen, mit fleischlosen Speisen auszukommen. Dementsprechend ist der Küchenzettel eingerichtet. Mit Rücksicht auf die herrschende Zuckerknappheit lassen wir Anweisungen folgen, nach denen man Rhabarber und Früchte ohne Zucker einmachen kann. Erste Anweisung siehe unter Rhabarbersuppe.

W o c h e n - K ü c h e n z e t t e l.

S o n n t a g: Rhabarbersuppe*, Kürbiskuchen* mit Spargeln, Salzkartoffeln.

M o n t a g: Sauerkrautsuppe, Römischkohlgemüse (mit Milch oder Rahm), Pellkartoffeln.

D i e n s t a g: Erbsensuppe mit Sauerkraut und Semmelwürfel, Makkaroniaufbau mit Tomaten, Apfelsringe.

M i t t w o c h: Buttermilchsuppe, Gelbe Rüben mit Nüchsen-erbsen, Schwammkloßchen, Kartoffelkoden.

D o n n e r s t a g: Bohnensuppe, Kartoffelbällchen*, Kopfsalat.

F r e i t a g: Graupensuppe, Gemüsesäfte*, Kartoffelbrot.

S a m s t a g: Gemüsesuppe von getrockneten Gemüsen, Kartoffelaufbau, Heringstunke.

K o c h a n w e i s u n g e n.

* **R h a b a r b e r s u p p e:** Wie Apfelsuppe (Küchenzettel vom 23. Oktober 1915). Etwas Natron beigegeben, nimmt dem Rhabarber die Säure und erspart Zucker. Man kauft die doppelte Portion Rhabarber und gebe den übrigen, nachdem er geschält und geschnitten, in Flaschen, fülle diese unter der Leitung mit Wasser, lörke sie fest zu, wickle sie in Papier und bewahre sie an dunklem Ort. So hält sich Rhabarber unbegrenzte Zeit. Auch ohne Wasser, trocken in trockne Flaschen möglichst fest gefüllt, verkorft und in ein sonniges Fenster 3 Wochen gehängt, ist zu empfehlen.

* **K ü r b i s k u c h e n** kann zur Hälfte mit F u n k s Eierjag hergestellt werden.

* **K a r t o f f e l b ä l l c h e n** können in Ermangelung von Backfein im Ofen auf Blech gebacken werden und während des Backens einige Male mit in Milch aufgelösten Suppenwürfeln bestrichen werden.

* **G e m ü s e s ä f t e:** Man hebe von allen Gemüsen der Woche etwas auf: Römischkohl, Spargeln, Makkaroni, Gelbe Rüben, Erbsen, gelochte Bohnenkerne, und bereite die Säfte nach Gelatinesochbuch Nr. 3 am Tage vorher.

Königspromenade.

Man darf die einzelnen Wörter und Silben nur in der Weise miteinander verbinden, daß man — wie der König auf dem Schachbrett — stets von einem Feld aus auf ein benachbartes übergeht.

	schran	wenn	nur	benß	le	
benß	le	noch	er	wußt	deß	auch
le	in	sei	stets	kann	be	ihn
lebt	neß	einer	chen	gräbt	er	tief
nie	seele	ein	sichter	bre	dann	wie
	stirbt	mensch	großer	ge	le	

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:
Weiß.
Schwarz.
1. Ke2-f2 d7-d6
2. Lh8-e5+ Bauer nimmt L.
3. Ta6-h6 Kh2-h1
4. Tg1d Matt.